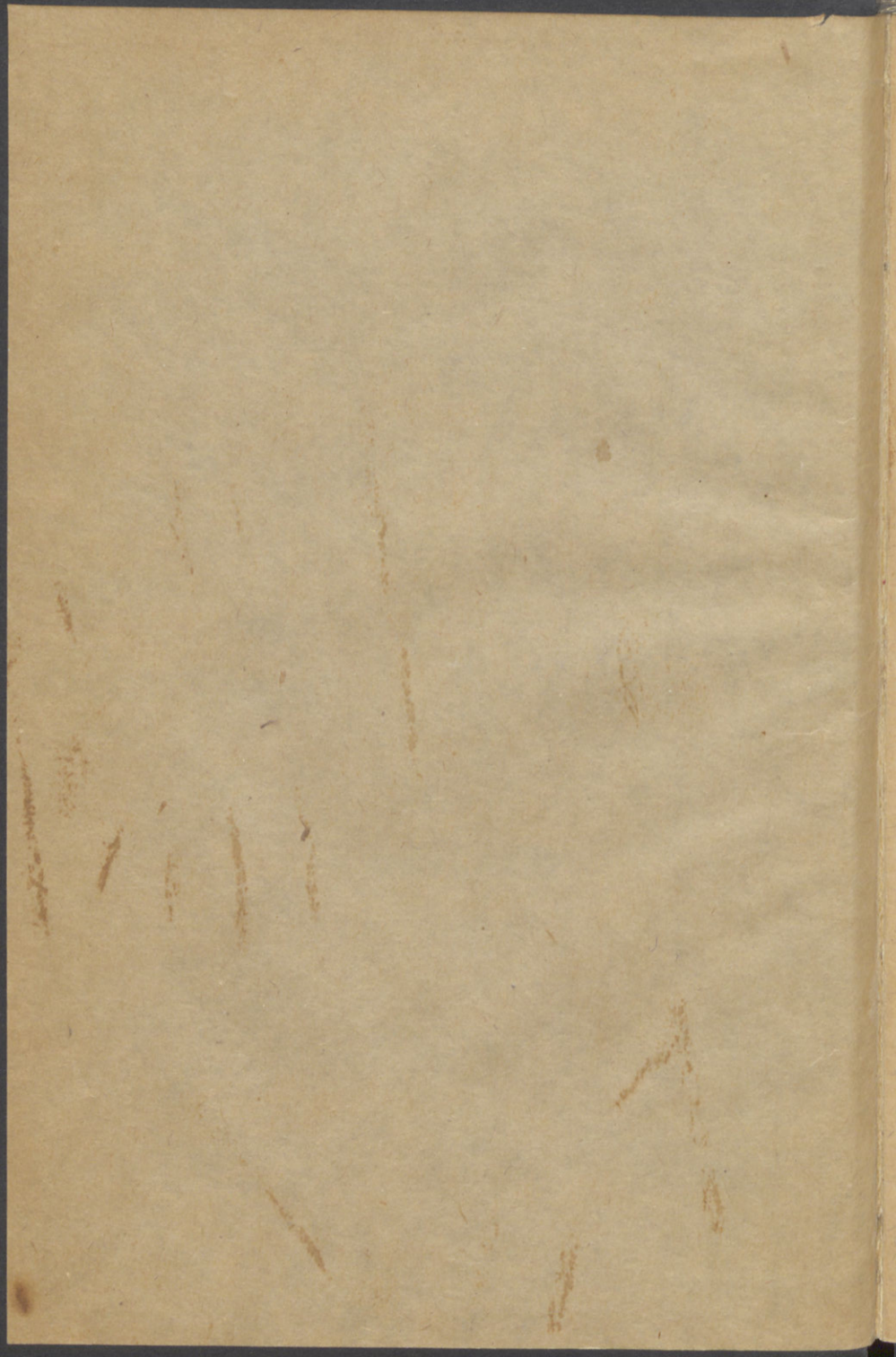


Debreceni Egyetem
Egyetemi és Nemzeti Könyvtár



000017 347198

20



S a m m l u n g
gemeinverständlicher
wissenschaftlicher Vorträge.

XX. Serie. 457-2, 460-1, 464-5,
467-70, 476-8.

1450

0173

DEBRECENI EGYETEMI KÖNYVTÁR
GYARAPODÁSI 1939. 11581 NAPLÓSZÁM

261

Die
Stellung Friedrichs des Großen
zur
Humanität im Kriege.

Vortrag,
gehalten im Lette-Verein zu Berlin zum 172. Geburtstage
Friedrichs des Großen.

Von

H. Heßel,
Prediger in Heinersdorf bei Müncheberg (Mark).

CSH

Berlin SW., 1885.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Vöderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelm-Straße 33.

1450/461

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.



Im 18. Jahrhundert gewann die Humanität einen mächtigen Aufschwung, und einer ihrer herrlichsten Förderer ist Friedrich der Große, einzig darin besonders, daß er als König und Schriftsteller, mit Wort und That, im Krieg und Frieden für sie stritt. Ihm, dem ersten Diener des Staats, lag vor Allem das Staatswohl am Herzen, und indem er die Führerschaft in Deutschland als den Beruf Preußens erkannte, suchte er die dazu nothwendige geistige und materielle Machtstellung zu erringen. Darum mußte er, obwohl seiner ganzen Natur nach dem Kriege abhold, doch blutige Kriege führen; aber er that es mit aller Humanität, die der Kriegszweck irgend zuließ und die seinen Feinden gegenüber statthaft war. Seine Abneigung gegen den Krieg sprach er besonders in seiner Jugendzeit aus; später, als er seine Machtstellung sich bereits erkämpft hatte, besang er die Kriegskunst; und in seinen alten Tagen, als er mit unpraktischen Humanisten in Streit gerieth, vertheidigte er den Krieg als nothwendig und heilsam; ein ewiger Friede dagegen galt im stets für ein Hirnspinnst. Aber auch in dieser durch Charakter, Denkweise und Verhältnisse bedingten Entwicklung des königlichen Kriegs = Schriftstellers blieb doch immer, ebenso wie in seiner Kriegführung, die Humanität der durch das Ganze sich hindurchziehende rothe Faden.

I.

Die erste Periode, in welcher Friedrich dem Kriege entschieden abgeneigt war, umfaßt seine 14 jugendlichen Mannesjahre bis zum Ende des österreichischen Erbfolgekriegs, von 1734—1748.

Der deutsche Kaiser Karl VI war mit dem französischen Könige Louis XV über die Besetzung des polnischen Thrones in einen Krieg gerathen, in welchem Friedrich Wilhelm I mit 10 000 Mann den Kaiser im westlichen Deutschland unterstützte. Der Kronprinz, 22 Jahre alt, begleitete seinen Vater auf diesem unbedeutenden Feldzuge 1734 an den Rhein und empfing hier die ersten Kriegseindrücke, die er sofort auf dem Kriegsschauplatze in seinen ersten „Versen“ ausprägte. Friedrich schilderte in ihnen den Hof der Kriegslaster und mahnte die Menschenbrüder eindringlich vom Kriegsmorde ab.

„Dieser Hof voll Uebermuth,
Nur die Kämpfe wünschet er,
Glühend ist sein Rachedurst,
Blut fließt unter seinem Tritt;
Hochmuth und Unmaßlichkeit
Säen Todeschrecken aus . . .
Sein Wort ruft das Blutbad auf,
Stürztet seine Höflinge
Hin in finstern Wuthansfall.
Sene Helfer, blutdürstig,
Ohne Sinn in ihrer Wuth,
Statt der Lust das Leben weih'n,
Rechnen seinen Raub zum Ruhm.
Schauerhaft, sich sättigen,
Großer Gott, an Bruderblut!
Sterbliche, das Lebenslicht
Gab der Eine Vater uns.

Ach, wie sehr doch irret ihr,
 Wenn ihr eure Hände leiht,
 Eure Gaben und Vernunft,
 Zu Gemegel, Mord und Gräuel!"

Ganz besonders wichtig für diese erste Periode Friedrichs ist der von ihm gleichfalls noch als Kronprinz 1739 f. geschriebene, aber erst 1741 von dem Könige anonym veröffentlichte „Anti-machiavell“. Eine spätere, verbesserte Ausgabe erhielt den Titel: „Widerlegung des Fürsten von Machiavell.“ Hier heißt es:²⁾ „Die Ruhe Europas gründet sich besonders auf die Erhaltung eines weisen Gleichgewichts. Die Welt würde sehr glücklich sein, wenn es keine andern Mittel als das der Unterhandlung gäbe, um die Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten und den Frieden unter den Nationen wiederherzustellen. Man würde die Vernunftgründe anstatt der Waffen anwenden, und man würde sich unter einander bestreiten, anstatt sich unter einander abzuwürgen. Eine ärgerliche Nothwendigkeit verpflichtet die Fürsten, zu einem weit grausameren, traurigeren und gehässigeren Wege ihre Zuflucht zu nehmen. Es giebt Gelegenheiten, wo man mit den Waffen die Freiheit der Völker, die man ungerechter Weise unterdrücken will, vertheidigen muß; wo man mit Gewalt erlangen muß, was die Unbilligkeit der Menschen der Milde verweigert, und wo die Herrscher, die geborenen Schiedsrichter in ihren Streitigkeiten, diese nur wegräumen können, indem sie ihre Kräfte mit einander messen und ihre Sache dem Loos der Schlachten anheimgeben. In solchen Fällen wird das Paradoxon wahr, daß ein guter Krieg einen guten Frieden giebt und befestigt. Die Leidenschaften und der Ehrgeiz der Fürsten verdunkeln ihnen oft die Augen und malen ihnen mit vortheilhaften Farben die gewaltthätigsten Handlungen. Der Krieg ist ein

Zufluchtsmittel in der äußersten Noth; daher darf man sich seiner nur mit Vorsicht und in verzweifeltten Fällen bedienen, und muß wohl untersuchen, ob man durch ein Blendwerk von Stolz oder durch einen haltbaren und unumgänglichen Grund dazu getrieben wird. Die Vertheidigungskriege sind ohne Widerspruch die gerechtesten. Es giebt (auch) Interessenkriege, welche die Könige zu führen verpflichtet sind, um selbst die Rechte aufrecht zu erhalten, die man ihnen streitig macht; da es keine Tribunale über den Königen giebt, so klagen sie mit den Waffen in der Hand, und die Kämpfe entscheiden über die Kraft ihrer Gründe. Es giebt (ferner) ebenso gerechte Angriffskriege: dies sind Vorsichtskriege, und die Fürsten thun weise daran, sie zu unternehmen, wenn die übermäßige Größe der größten Mächte nahe daran scheint, über ihre Ufer zu treten. Die Bündnisse können ebenfalls die Fürsten nöthigen, in die Kriege ihrer Verbündeten miteinzutreten. Alle Kriege also, welche nach einer strengen Prüfung unternommen werden, um Usurpatoren zurückzutreiben, um gesetzliche Rechte aufrecht zu erhalten, um die Freiheit der Welt zu schützen und um die Unterdrückung und Gewaltthätigkeit der Ehrgeizigen zu vermeiden, sind übereinstimmend mit der Gerechtigkeit und Billigkeit. Die Herrscher, welche dergleichen unternehmen, sind unschuldig an allem vergossenen Blut, weil sie sich in der Nothwendigkeit befinden, so zu handeln, und weil unter solchen Umständen der Krieg ein geringeres Unglück ist als der Friede. . Aber ein Herrscher muß thun was er kann, um ihn zu vermeiden. Der Krieg ist so fruchtbar an Unglücksfällen, sein Ausgang ist so wenig gewiß, und seine Folgen sind so verderblich für ein Land, daß die Fürsten es sich gar nicht genug überlegen können, bevor sie ihn unternehmen. Ich spreche nicht von der Ungerechtigkeit und von

den Gewaltthätigkeiten, welche sie gegen ihre Nachbarn begehen, sondern ich beschränke mich auf all' das Unglück, welches geradezu auf ihre eigenen Unterthanen zurückfällt. Ich bin überzeugt, daß, wenn die Monarchen wahrhaft das Gemälde des Volkselends sähen, welches eine bloße Kriegserklärung nach sich zieht, so würden sie nicht unempfindlich dagegen sein. Aber sie haben keine hinreichend lebhaft e Einbildungskraft, um sich in natürlicher Größe Uebel vorzustellen, vor welchen ihr Stand sie sichert. Man müßte einem Herrscher, den das Feuer seines Ehrgeizes zum Kriege treibt, all' die traurigen Folgen vor Augen stellen, die er für seine Unterthanen hat: diese Aushebungen, welche die ganze Jugend des Landes fortnehmen, diese Auf- lagen, welche die Völker zu Boden drücken, diese ansteckenden Krankheiten der Armeen, diese mörderischen Belagerungen, diese noch grausamern Schlachten, diese Verwundeten, welche der Verlust mancher Glieder der einzigen Werkzeuge zu ihrer Lebens- erhaltung beraubt, und diese Waisen, welchen das feindliche Eisen Die geraubt hat, welche dem Fürsten ihr Blut verkauften, so viele dem Staat nützliche vor der Zeit weggemähte Männer. Es gab nie einen Tyrannen, welcher kaltblütig solche Grausam- keiten beging. Die Fürsten, welche ungerechte Kriege führen, sind grausamer als sie. Sie opfern dem Ungeßüm ihrer Lei- denschaften das Glück, die Gesundheit und das Leben einer un- endlichen Zahl von Menschen, welche ihre Pflicht wäre zu schützen, anstatt sie so leichtsinnig preiszugeben. Die Herrscher, welche ihre Unterthanen als ihre Sklaven ansehen, setzen sie ohne Mitleid auf's Spiel und sehen sie ohne Bedauern um- kommen; aber die Fürsten, welche die Menschen als ihres Gleichen betrachten, können nicht geizig genug sein mit dem Leben ihrer

Unterthanen, welche sie in mancher Rücksicht als ihre Herren ansehen sollen.“

Es ist hier bereits die ganze humane Anschauung des großen Königs über den Krieg in ihren Grundzügen ausgeprägt: die Schrecken des Krieges überhaupt, insbesondere aber die menschenfreundliche Rücksicht auf die eigenen Unterthanen sollen den Herrscher von jedem ungerechten, aber nicht von einem gerechten, nothwendigen Kriege abhalten. Im Antimachiavell hatte der Kronprinz seine Königskriege im Voraus gerechtfertigt.

Der erste schlesische Krieg ward von Friedrich auf Grund alter Ansprüche als ein gerechter Interessen-Krieg gegen die junge, von allen Seiten hartbedrängte Kaiserin Maria Theresia im December 1740 eröffnet. Der siegreiche König gewann an der Spitze seines trefflichen Heeres Schlesien um so leichter, als die Truppen gute Mannszucht hielten und — damals ein unerhörter Fall — Alles baar bezahlten. Die österreichischen Bewohner riefen sogar nicht selten preussische Husaren zum Schutz gegen ihre eigenen beim Abmarsch plündernden kaiserlichen Truppen herbei. Insbesondere lag dem Könige die Pflege der Verwundeten am Herzen. An Schwerin schrieb er am 10. Januar 1741: „Tragt Sorge für die Blessirten, es sind meine Kinder!“ — und gab große Summen zu ihrer Verpflegung her. Und behufs ärztlicher Behandlung und Lazarethpflege der Kriegsgefangenen schloß er am 9. Juli 1741 das „Cartel von Grottkau“ ab. In einem Feldbriefe an Jordan endlich vom 24. Juni 1742 stellt er die Schonung seiner Preußen über die völlige Eroberung Böhmens:³⁾ „Wir haben die Oesterreicher (in Böhmen) geschlagen und würden sie daraus vertrieben haben, wenn ich nicht die Erhaltung preussischen Bluts dem eitlem Ruhme vorgezogen hätte, eine unglückliche Frau und ein rui-

nirtes Land zu überwältigen.“ — Der Sonderfriede von Breslau verbürgte dem Könige seine Eroberung.

In einem gleichzeitigen Briefe an Voltaire vom 18. Juni rechtfertigte er diesen Krieg mit der Nothwendigkeit und seiner persönlichen Friedensliebe folgendermaßen: 4)

„Des Friedens Palmen enden die Kriegerischecken nun;
Am ruh'gen Delbaum hängen wir die Waffen auf.
Bereits vernimmt man nicht mehr den blutdürst'gen Ton
Der furchtbarn Trommel und der schmetternden Trompet';
Und diese Felder, die der Ruhm, übend die Wuth,
Mit Menschenblut, mit Todten und mit Mord besleckt,
Lieferrn, bebaut mit Sorgfalt, in drei Monaten
Das glückliche und überreiche Bild
Von einem durch's Gesetz regierten Land.
O Friede, sel'ger Friede, mach' auf Erden gut
Die Uebel alle die Zerstückungskrieg ihr bringt!
Und deine Stirn, mit neuentsproßtem Blumen schmuck
Heitrer als je, erweise reichlich deine Gunst!
Doch wie auch sei die Hoffnung auf die du dich stützst,
Bedenke, daß du nichts gethan,
Wenn du nicht bannst zwei Ungeheuer aus der Welt,
Den Ehrgeiz und den Eigennuß.“

„Halten Sie mich nicht für grausam, fährt der König fort, sondern für vernünftig genug, um ein Uebel nur dann zu wählen, wenn man ein schlimmeres vermeiden muß. Jeder Mensch, der sich entschließt, sich einen Zahn ausreißen zu lassen, wenn er angegriffen ist, wird eine Schlacht liefern, wenn er einen Krieg beendigen will. In einer solchen Lage Blut vergießen, heißt wahrhaft, es sparen; es ist ein Aberlaß, den man seinem Feinde im Delirium anthut und der ihm seinen gesunden Verstand wiedergiebt.“

Auch in einem andern Briefe an Voltaire, Rheinsberg, den

13. October 1742, beklagt der König die Uebel des rühmlichen Krieges.⁵⁾

„Die Uebel, die die Welt bedecken, klage ich,
Die Bande, die die Zwietracht künstlich hat gelöst;
Die preußischen Adler haben ihren Blitz gehemmt
Bei'm Janustempel, den geöffnet meine Hand.
D schmähet nicht, mein Freund, den unerschrocknen Muth,
Den meine Tapfern setzen wider Kriegessturm!
Der Eigennuß wirkt auf die edlen Krieger nicht;
Sie fordern nichts, denn ihre Liebe ist der Ruhm,
Der Preis für ihre Mühen stehet nur im Sieg.“

Der König, welcher wiederholt die Erfahrung gemacht hatte, daß ein jeder aufstrebende Staat wie Preußen eine friedensichere Stellung sich erkämpfen mußte, konnte, so sehr er auch den Krieg nur als Mittel zum Frieden betrachtete, einen ewigen Frieden doch nur für eine lächerliche Utopie halten. So schrieb er am 12. April 1742 an Voltaire:⁶⁾ „Der Abbé von St. Pierre, welcher mich so sehr auszeichnet, daß er mich mit seiner Correspondenz beehrt, hat mir ein schönes Werk geschickt über die Art und Weise, den Frieden in Europa herzustellen und ihn auf immer festzustellen. Die Sache ist sehr ausführbar; es fehlt zu ihrem Gelingen nur die Einwilligung Europa's und einige andere ähnliche Kleinigkeiten.“ Und 3 Tage später spöttelt er in einem Briefe an Jordan:⁷⁾ „Der Abbé von St. Pierre macht sich anheischig, das Interesse der Fürsten Europa's eben so leicht zurecht zu machen, wie Sie Ihre Verse machen. Dies große Werk stößt sich an nichts als an der Einwilligung der dabei interessirten Theile. Sie kennen diese Visionen von Schiedsgericht und solche gleichbedeutenden Narrheiten.“ Noch einmal schreibt er am 25. Juli hierüber an Voltaire:⁸⁾ „So lange als das platonische Schiedsgericht des

Abbé von St. Pierre nicht statt haben wird, bleibt den Königen zur Beendigung ihrer Streitigkeiten kein anderes Hülfsmittel, als Gewaltmittel zu brauchen. Die Unglücksfälle und Nöthe, welche daraus entspringen, sind wie die Krankheiten des menschlichen Körpers. Der letzte Krieg muß also wie ein kleiner Fieberanfall betrachtet werden, der Europa ergriffen und es fast sofort verlassen hat."

Den zweiten schlesischen Krieg begann Friedrich 1744, um, wie sein Manifest erklärte, dem deutschen Reiche die Freiheit, dem Kaiser seine Würde, Europa den Frieden sicher zu stellen. Sein Schreiben „an die Czarin“ Elisabeth von 1745 ist ein politisches Document dafür, daß er den Krieg mit seinen Schrecken nicht liebte und Friedensvermittlungen in ihrer Bedeutung wohl zu schätzen wußte. Er führte diesen neuen nothwendigen Krieg durch drei blutige Siege in kurzer Zeit zu Ende und nöthigte die Oesterreicher und Sachsen noch 1745 zum Dresdener Frieden.

Unmittelbar nach dem Friedensschluß begann der König „Die Geschichte meiner Zeit“ und erklärte sich in der Vorrede von 1746 folgendermaßen:⁹⁾ „Ich beobachte, daß alle Nationen tapferer sind, wenn sie für ihre Herde kämpfen, als wenn sie ihre Nachbarn angreifen. Der Krieg, welcher sich in Schlesien entzündet (der österreichische Erbfolgekrieg) wird ansteckend und erreicht eine höhere Stufe von Bössartigkeit in dem Maße als er wächst. Was dabei am traurigsten ist, das ist die schauderhafte Vergießung von Menschenblut: Europa gleicht einer Schlächterei, überall sind blutige Schlachten; man sollte meinen, daß die Könige beschloffen haben, die Erde zu entvölkern. Wenn man die übermäßigen Ausgaben berechnet, welche der Krieg gekostet hat; wie sehr das Volk durch Auflagen bedrückt ist, um

diese großen Summen zusammenzubringen; und besonders, daß diese Eroberungen auf Kosten des Bluts so vieler tausend Menschen erkaufte sind: wer sollte da nicht bewegt werden bei dem Anblick so vieler Elenden, welche die Opfer dieser traurigen Streitigkeiten sind?!"

Und am Ende dieses Erbfolgekrieges, in welchem die beiden schlesischen Kriege die blutigsten Episoden waren, klagte er in einer Ode vom Jahre 1748:¹⁰⁾

„Geborne Erdengötter, Menschenrichter ihr,
 Stolze Beherrscher dieser trübseligen Welt,
 Wenn drohend euer Arm des Blitzstrahls Waffe faßt,
 Wenn ihr in Eisen euer Volk gefesselt habt,
 Mäßigt die Härte einer willkürlichen Macht!
 Es sind ja eure Kinder, habt ein Vaterherz!
 Die Schwerter, eingesenkt in ihr unglücklich Herz,
 Sind roth von eurem eignen Blut.
 Verabscheut diese innern Kriege immerdar!
 Der grause Ehrgeiz zündet diese Fackel an,
 Ruinen macht ihr aus der ganzen großen Welt,
 Die Erde wandelt sich zu einem weiten Grab.
 Welch' Trauerschauspiel breitet dies Theater aus!
 Europa, ihren Kindern harte Stiefmutter,
 Waffnet den mächtigen Arm erstaunter Asia,
 Um preiszugeben sie dem Tod.“

Und in seinem Begleitschreiben an Voltaire vom 13. Februar 1749 äußerte der Philosoph von Sanssouci: „Erstaunen Sie nicht über meine Ode auf den (gegenwärtigen) Krieg; es sind, ich versichere Sie, meine Gefühle. Unterscheiden Sie den Staatsmann vom Philosophen, und wissen Sie, daß man den Krieg aus Staatsrücksichten führen, daß man Politiker aus Pflicht, und Philosoph aus Neigung sein kann.“

Hiermit schließt die erste Periode Friedrich's, in welcher er

den Krieg aus politischem Pflichtgefühl, aber mit philosophischer Abneigung in hoher Humanität geführt und demgemäß beurtheilt hatte.

II.

In dem zweiten Lebensabschnitte des Königs, der etwa die folgenden 20 Jahre, von 1748—1768, umfaßt, galt es, seinen zahlreichen und mächtigen Feinden gegenüber das Gewonnene durch energische und kunstvolle Kriegsführung zu behaupten. Der König fühlte dies sehr wohl, bevor er noch in den gewaltigen Kampf um's Dasein eintrat, und so verfaßte er bereits im Jahre 1749 in Sanssouci sorgsam sein großes Gedicht, „die Kriegskunst,“ von welchem ich einige Verse, die seinen humanen Standpunkt für den Krieg bekunden, hier folgen lasse¹⁾.

„Wohlthät'ger Fried! Und du, glücklicher Genius,
Die ihr von Himmels Höhen über Preußen wacht,
Lenket von unsern Feldern, Städten, Grenzen ab
Die blutige Verheerung, mörderische Wuth,
Ruchlose Geißeln der unsel'gen Sterblichen!
Wenn dieser Wunsch erhört im Schicksalstempel wird,
Bewilligt, daß auf immer dieses blüh'nde Reich
In eurem Schutze schmecke die ersehnte Ruh!
Daß Themis auf dem Richterstuhl in Sicherheit
Das Unrecht strafe und verletzte Unschuld räch', —
Daß, in den Händen haltend Delzweig und Negid'
Minerva auf dem Throne vorsteh' unserm Rath!
Wenn aber eines Feindes ehrgeiziger Stolz
Die hehren Bande dieses sel'gen Friedens bricht,
Dann, Kön'ge, Völker, waffnet euch, und eure Sach'
Schütze der Himmel und räch' die Gerechtigkeit!“

Im 4. Gefange folgt eine Schilderung der unmenschlichen Kriegsführung.

„Und ein grausamer Sturm folgt auf den andern schnell.
 Seht, wie zurück man den Soldaten halten muß!
 Die Tiger, Löwen sind weit menschlicher als er,
 Wenn wüthend er verfolgt den Kämpfer, der ihn flieht.
 Wenn ihr nicht lenket seine störr'sche Grausamkeit,
 Gierig nach Plünderung, hitzig und ohne Zucht,
 Gerissen durch die Wuth zum Frevel-Uebermaß,
 Dann seht ihr ihn besleckt mit Mord und Missethat.
 Jeglicher General, der plündert, der verheert,
 Der Rohheiten erlaubt, zuläßt des Blutbads Graus,
 Groberte er selbst die größten Länderei'n,
 Besleckt in seiner Hand siehet er den Lorbeerzweig.
 Des Weltalls Stimme hebt vereint sich gegen ihn,
 Vergessend seine That, flucht's seiner Tyrannei.“

Und zum Beweise folgt die Schilderung der grausen Erstürmung Magdeburgs durch Tilly. So mahnt denn Friedrich im 6. Gesange zur größtmöglichen Humanität im traurigen Kriege.

„Am andern Tag, o Gott, schaut auf dem Schlachtfeld an
 Die Sterbenden, die traurigen Begräbnisse,
 Und unter diesen Bächen des feindlichen Bluts
 Seht fließen eurer besten Freunde Lebensblut,
 Seht in dem Grabe diese Krieger hochgemuth,
 Die eurer Ehrsucht unglückliche Opfer sind;
 Berweint die Eltern, trauervoll die Gattinnen,
 Die bei eurem Triumph verfluchen euern Stolz.
 Ach, eh' ihr mit Verbrechen eure Hand besleckt,
 Ehe ihr euch mit ungerechten Ehren schmücket,
 Laßt stürzen immerhin die grausen Denkmale,
 Gesezt nicht eurem Werk, nein, euren Irrungen!
 Wer wollt' um diesen Preis gewinnen seinen Ruf?
 Als Vater führt wohlthätig euere Armee,
 Ihr Leben ist des Staats, ihr Glück das unsrige,
 Geizig mit ihrem Blut opfert das eurige,
 So lange Mars erlaubt, muß es geschonet sein.“

Doch wenn das Wohl des Staats sie rufet zur Gefahr,
 Wenn zwischen eigenen und Feindes Fahnen muß
 Des Kriegs Geschick entschieden werden unverweilt:
 Dann schwanket nicht, dann suchet keine Auswege,
 Bereitet euch, greift an, ihr Leben opfert hin!
 Sie offenbaren so die kriegerische Blut
 Und sie erleiden so einen hochherz'gen Tod. —
 Sehet zu Fontenay Louis, gleichmüth'gen Sinns,
 Bei seinem Kriegsglück mild, hilft den Besiegten er
 Als ein wohlthätiger Gott, der ihnen Beistand leiht.
 Die Hand, die sie entwaffnet, küssen weinend sie;
 Sie unterwarf sein Muth, entzückt seine Huld;
 Inmitten aller Wuth findet die Güte Raum,
 Wenn ein Held hat gesiegt, verzeihet nun ein Gott.“ —

Mit fast ganz Europa verbündet wollte Maria Theresia dem Preußenkönige nicht nur Schlesien wieder entreißen, sondern ihn sogar wieder zu einem Kurfürsten von Brandenburg erniedrigen. So mußte denn Friedrich seinen übermächtigen und barbarischen Feinden gegenüber den siebenjährigen Krieg nicht nur mit der höchsten Genialität führen, sondern auch die Humanität zu seinem Leidwesen öfter zurücktreten lassen.

Zu seiner Vertheidigung rückte er mit 70,000 Mann 1756 in Sachsen ein; an der Befestigung Torgau's mußten Bürger und Bauern mitarbeiten, Dresden wurde dagegen äußerst höflich behandelt. Und in Böhmen gewann sich Schwerin von den Landleuten den Namen eines Vaters und Beschützers ihrer Habe. Nach der erbitterten Schlacht bei Lobositz — die Schwerverwundeten sollen mit Kolben und Bajonet getödtet worden sein —, schrieb Friedrich als Sieger an Schwerin: „Nie haben meine Truppen solche Wunder der Tapferkeit gethan, seit ich die Ehre habe, sie zu kommandiren.“ Nun mußte auch die im Lager von Pirna eingeschlossene hungernde sächsische Armee von

18,000 Mann kapituliren. Die Offiziere wurden gegen ihr Ehrenwort, in diesem Kriege nicht mehr gegen Preußen zu dienen, freigelassen; aber Maria Teresia und Louis XV. entbanden sie ihres Versprechens. Die Mannschaften wurden, zuerst als eigene Regimente, sodann unter den preussischen Truppen, gegen ihr Vaterland zu dienen gezwungen; allein sie rissen massenhaft nach Polen aus. — Der böhmische Feldzug von 1757 kostete dem Könige wohl 50,000 Mann, und bereits überschwemmte das französische Heer von mehr als 100,000 Mann, dessen Noblesse den Zug gegen den „kleinen Marquis von Brandenburg“ als eine Lustpartie betrachtete, das nordwestliche Deutschland, während in Ostpreußen gegen 100,000 Russen unter schrecklichen Gräueln und Verwüstungen vordrangen. Mit den Franzosen vereinte sich die „eilende Reichsarmee“, die der kundige Seher der kaiserlichen Kundmachung als „elende Reichsarmee“ ausgeschrieben; und Friedrich stempelte auch bei Rossbach diese Reichsarmee sofort zur „Reißausarmee“, und schlug die Franzosen völlig in ein-einhalbstündigem Kampfe. Der König, nach dem Siege auf dem Schlachtfelde umhergehend, tröstete die verwundeten französischen Offiziere und übernachtete hernach in einer Gefindestube des Schlosses, weil alle herrschaftlichen Zimmer bereits mit gefangenen Offizieren besetzt waren. Als sodann die Kriegsgefangenen ihn baten, ihre unversiegelten Briefe durchzulassen, erwiderte er ihnen: „Ich kann mich nicht daran gewöhnen, Sie als meine Feinde zu betrachten, und habe kein Mißtrauen gegen Sie; also versiegeln Sie Ihre Briefe, und die Antworten sollen Sie uneröffnet empfangen.“ — Die Oesterreicher schlug Friedrichs Genie mit seiner „Potsdamer Wachtparade“ entscheidend bei Leuthen, und als auf dem winterlichen, leichenbedeckten Schlachtfelde Nachts das ganze Heer

sang: nun danket alle Gott, — da sprach auch der König: „das hat ein Höherer gethan“. Die Franzosen, unter dem Grafen v. Clermont, einem geistlichen Würdenträger, der wie ein Prediger kriegte und wie ein Krieger predigte¹²⁾, wurden zurückgedrängt, und die Russen in der blutigen zwölfstündigen Schlacht bei Zorndorf 1758 völlig geschlagen: von ihren 50,000 Mann wurden an 20,000 niedergemacht, denn Gnade ward auf Befehl des über ihre Unthaten erbitterten Königs nicht gewährt. — In dem für Friedrich schwersten Kriegsjahr 1759 entsprach den Unfällen die schonungslose Kriegsführung: die Preußen behandelten Anfangs Mecklenburg allerdings auf's Härteste, aber die Russen und Oesterreicher bestrebten sich ihren Erklärungen gemäß, den Preußen nur Luft und Erde zu lassen. Auch das Jahr 1760 brachte dem Könige schwere Verluste, besonders bei Torgau, seinem Lande Brandschazung, Plünderung, Verheerung und alle Kriegschrecken. In den letzten Kriegsjahren kam es bei der Erschöpfung aller Theile nicht mehr zu so blutigen Schlachten, und der Friede von Hubertsburg stellte den Besitzstand, wie er vor dem Kriege gewesen war, wieder her. — Die Schlachten dieses Krieges waren ungemein mörderisch, theils wegen der gegenseitigen Erbitterung, theils aus taktischen Gründen. In der verlustvollsten Schlacht bei Kunersdorf verlor Friedrich von seiner Infanterie fast den zweiten, von seiner Kavallerie fast den vierten Mann, während selbst heutzutage durchschnittlich kaum der zehnte Mann außer Gefecht gesetzt wird. Viele, viele Tausend Verwundeter kamen aus Mangel an Pflege und Aerzten elend um, obgleich das preußische Lazarethwesen für jene Zeit gut eingerichtet war, und Friedrichs Fürsorge für seine frankten und verwundeten Krieger mit jedem Feldzuge wuchs. Er befahl 1756, nur im höchsten Nothfall den Soldaten Arme

und Beine abzunehmen und ließ nach dem Kampfe bei Prag 1757 „citissime Feldscheers, Krankenwärter und 24 Weiber“ als Lazarethpersonal nach Dresden kommen. Aehnlich schrieb er 1758 dem Kommandanten von Cosel, wie „die Bürgerweiber die Blessirten mitwarten sollten“; und die den Preußen von den „barmherzigen Brüdern“ in Breslau gewährte freiwillige Krankenpflege erkannte er dankbar an.

Auch ließ er die eigenen und die feindlichen Verwundeten stets auf gleiche Weise behandeln, zu welchem Zwecke er z. B. auf dem Schlachtfelde von Torgau selbst umherritt. Bei Capitulationen wurde für die zurückbleibenden kranken Soldaten besondere Fürsorge vom Könige getragen, und selbst nach dem Abzuge von Prag für die untransportablen Verwundeten eine Vereinbarung mit Brown getroffen. Namentlich aber schloß Friedrich Conventionen in Betreff der Krankenpflege ab. Der Brandenburger Vertrag vom 7. Sept. 1759 zwischen Preußen und Frankreich setzte fest: von beiden Seiten sollen gleichmäßig die Verwundeten besorgt, auch die Kranken nicht zu Gefangenen gemacht werden, sondern in den neutralen Hospitälern bleiben, ebenfalls die erforderlichen Commissäre, Aerzte, Apotheker, Krankenpfleger und Prediger. Nach einer Uebereinkunft mit Oesterreich sollten auch die Bäder von Warmbrunn und Landeck, Teplitz und Karlsbad für die feindlichen Kranken neutral sein. Mit Rußland schloß Friedrich 1759 zu Bütow einen dem Grottkauer gleichen Traktat. So bewies der König, nunmehr der Nationalheld, durch die That eine Humanität im Kriege, wie sie bis dahin in solcher Hochherzigkeit und Weisheit noch nicht geübt worden war.

Aber ebenso machte er, obwohl überall im Kriege persönlich eingreifend, es dennoch möglich, seine Humanität auch durch

die Feder auszufließen. Auf's Schmerzlichste empfand er die Gräueltat des langen Existenzkampfes. In einem Briefe an den Prinzen Heinrich vom 1. September 1758 klagt er:¹³⁾ „Ich kann Ihnen keine Idee von all' den Barbareien geben, welche diese infamen Russen begehren; die Haare sträuben sich mir auf dem Kopfe. Sie erwürgen Frauen und Kinder, sie verstümmeln die Glieder der Unglücklichen, die sie ergreifen; sie plündern, sie brennen, kurz, es sind Abscheulichkeiten, welche ein fühlendes Herz nur mit der grausamsten Bitterkeit erträgt.“ An Voltaire richtet er am 11. April 1759 die unwilligen Worte:¹⁴⁾ „Es scheint, daß man in diesem Kriege vergessen hat, was gutes Verfahren und Wohlstandigkeit sind. Die gesittetsten Nationen führen den Krieg wie wilde Bestien. Ich schäme mich der Menschheit. Die große Masse bleibt, wie die Natur sie gemacht hat, nichtswürdige Thiere.“ Ebendenselben schreibt er am 2. Juli:¹⁵⁾ „Ich liebe den Frieden ganz ebenso sehr als Sie ihn wünschen, aber ich will ihn gut, dauerhaft und ehrenvoll. Der Mensch wird, trotz der Philosophieschulen, die nichtswürdigste Bestie des Weltalls bleiben; der Aberglaube, das Interesse, die Rache, die Undankbarkeit werden bis an's Ende der Jahrhunderte blutige und tragische Auftritte hervorbringen, weil die Leidenschaften und sehr selten die Vernunft uns beherrschen. Es wird immer Kriege, Prozesse, Verwüstungen, Seuchen, Erdbeben, Bankerote geben.“ Dem Marquis d'Arzens schreibt er am 6. März 1760:¹⁶⁾ „Wenn man die Menschen erregt, wenn man sie in Wuth setzt, so hören sie auf, Menschen zu sein und werden wilde Bestien. Das ist das wahre Uebel, welches der Krieg bereitet. Er verderbt die Sitten und führt den Menschen wieder zu einem wilden Zustand zurück, indem er seinen viehischen Leidenschaften den Zügel schießen

läßt. Ich seufze nach dem Frieden, aber der Friede seufzt nicht nach mir. Dieser Krieg giebt in nichts dem dreißigjährigen nach: dieselben Grausamkeiten, dieselben Verwüstungen und über das Alles die unermessliche Menge von Kanonen, welche fast alle Regeln der Kriegskunst verändert.“

Trotzdem verkannte Friedrich nicht die höhere Bedeutung des Krieges: das Vaterland zu retten. So preist er 1760 in der „Ode an Still,“ nachdem er den Zweikampf gebrandmarkt, den Kampf für's Vaterland¹⁷).

„Bewundernswerth ist unsrer Helden Tapferkeit.

So ist der Ehrenpunkt: rein, einfach und wahrhaftig,
Fruchtbar an großer That, gehorsam seiner Pflicht,
Nützlich dem Vaterland und milde in der Macht.

Troß bieten lehrt der Staat jeglicher Kriegsgefahr,
Des Vaterlandes Retter ist ein Erdengott;

Durch die gewalt'ge Kraft des tugendhaften Sinns
Giebt er für die Erzeuger gern das Leben hin. —

III.

Hatte Friedrich seit seiner Thronbesteigung sich von der Nothwendigkeit seiner Kriege überzeugen müssen, so hatte er nun zugleich die unermesslichen Vortheile derselben für seinen Staat, der ihm Alles war, auf's Herrlichste erfahren. Zwar wurde er in seinem letzten achtzehnjährigen Lebensabschnitt, von 1768 bis 1786, seinem humanen Standpunkte in Betreff des Krieges durchaus nicht untreu; aber es blieb ihm doch das Schwert der zur Zeit beste Hüter des Rechts und der Wohlfahrt der Völker, und er war nunmehr besonders darauf bedacht, die Humanität im Kriege durch Verträge auszuprägen. In den auf den langen Krieg folgenden Friedensjahren war sein eifrigstes Bestreben, den europäischen Frieden zu erhalten und die durch den Krieg seinem Volke geschlagenen Wunden wieder zu heilen.

In dieser Beziehung schrieb er am 25. November 1769 an Voltaire¹⁸⁾: „Ich beschränke meine Bemühungen darauf, die Herren Verbündeten zur Vereinigung und zum Frieden zu ermahnen; ich wünschte, daß Europa im Frieden und Jedermann zufrieden wäre. Ich glaube, daß ich diese Gefühle von dem seligen Abbé von St. Pierre geerbt habe, und es wird mir wie ihm begegnen können, der einzige meiner Secte zu bleiben.“

Aber zugleich wachte er, die Hand am Schwert, scharf darüber, daß das Recht der deutschen Staaten von dem neidischen Oesterreich nicht gewaltthätig verletzt werde. Als der ländersüchtige Kaiser Josef II. auf Grund ganz unhaltbarer Ansprüche 1778 einen Theil Bayerns besetzte, rückte ein preußisches Heer sofort in Böhmen ein. Zwar kam es nicht zu eigentlichen Schlachten, es war dieser einjährige Bayerische Erbfolgekrieg vielmehr zum Theil nur eine bewaffnete Unterhandlung, aber er hatte doch den Erfolg, daß Oesterreich im Frieden zu Teschen 1779 seinen Ansprüchen entsagte. Doch hiermit glaubte der König noch nicht Alles gethan zu haben. Anderweitigen Vergrößerungsplänen und Uebergriffen Oesterreichs gegenüber begründete er 1785 den deutschen Fürstenbund, der unter Preußens Führung das in Deutschland bestehende Staatensystem und die Reichsverfassung nöthigenfalls mit gemeinsamer Waffengewalt aufrecht erhalten sollte. Der Fürstenbund, ein Vorbeugungsmittel gegen den drohenden Krieg, hatte seinen Zweck erfüllt, als die Kriegsgefahr von Seiten Oesterreichs beseitigt, und Friedrich, seine Seele, gestorben war; es war die letzte große Friedensthat des großen Königs, die er im Interesse der Menschheit und Menschlichkeit — für Beides hatte er nur das Eine Wort humanité — in seinem 74jährigen Leben voll-

brachte. Einen möglichst allgemeinen Friedensstand anzubahnen, war bis zuletzt sein Lebenszweck.

Das trat auch deutlich hervor in dem Neutralitäts-Vertrage Preußens mit Rußland, vom 8. Mai 1781, dessen dritter Artikel lautete: „In der mehr oder weniger entfernten Epoche des Friedens zwischen den kriegführenden Mächten werden der König von Preußen und die Kaiserin von Rußland sich bestreben, in allen Seekriegen allgemein annehmen zu lassen das System der Neutralität und die durch die gegenwärtige Acte festgestellten Principien, welche dazu dienen, die Basis eines allgemeinen See-Gesetzbuches zu bilden.“

Noch kurz vor seinem Lebensende offenbarte der große König die Humanität als sein Lebensprincip in dem 1785 zwischen Preußen und der nordamerikanischen Union geschlossenen Vertrage, welcher nicht nur die neuen Grundsätze über Seebeute anerkannte, sondern auch die Behandlung der Nichtkämpfer und der Kriegsgefangenen völkerrechtlich feststellte. Artikel 23.

Artikel 23 desselben lautete: „Wenn ein Krieg zwischen den contrahirenden Theilen ausbricht, so sollen die Kaufleute noch 9 Monate in dem gegnerischen Staate bleiben dürfen. Die Frauen und Kinder, die Gelehrten, Landbauer, Künstler, Gewerbetreibenden und Fischer, die nicht bewaffnet sind und unbefestigte Orte bewohnen, und überhaupt Alle, deren Beruf auf die Erhaltung und den gemeinen Nutzen des Menschengeschlechts abzielt, sollen durchaus nicht belästigt werden; ihre Güter sollen nicht zerstört noch ihre Felder verwüstet werden; und wenn etwas von ihrem Eigenthum für die feindliche Armee genommen werden muß, so soll es angemessen bezahlt werden. Alle Handelsschiffe dürfen frei und unbelästigt verkehren, und keiner der contrahirenden Theile darf einem bewaffneten Privatfahrzeuge eine Vollmacht

geben, welche dieses berechtigen würde, solche Handelsschiffe zu nehmen oder zu zerstören oder ihren Handel zu unterbrechen“. Nach § 24 endlich sollten die Kriegsgefangenen eben so gut wie die eigenen Soldaten behandelt werden.

Wie Friedrich als König im Kriege und in Friedensverträgen die Humanität mit allen Kräften förderte, so hielt er sie auch als Schriftsteller bis an sein Lebensende hoch. Aber durch lange und schwere Erfahrungen von aller jugendlichen Gefühlschwärmerei befreit, galt ihm nun noch mehr als sonst der Krieg nicht nur als eine in der menschlichen Natur begründete unvermeidliche Nothwendigkeit, sondern er machte auch die Heilsamkeit desselben für den Einzelnen, den Staat, das Vaterland, das Menschengeschlecht geltend.

Dies geschah besonders in seinem Streite mit dem französischen Encyclopädisten, welche eine rein theoretische, überspannte Humanität verkündeten, und zwar zuerst und vornämlich in seiner „Prüfung des Versuchs über die Vorurtheile“¹⁹⁾ vom Jahr 1770, dessen Verfasser aus dem Kreise des Barons von Holbach stammte. Friedrichs Beurtheilung der übertriebenen Urtheile des Encyclopädisten über den Krieg ist folgende: „Der Verfasser beklagt sich, daß der Ehrgeiz des Herrschers unaufhörlich neue verderbliche Kriege entzünde, daß Gold=Henker, ein zierliches Beiwort, mit dem er die Krieger beehrt, allein Belohnungen genießen. Er klagt die Herrscher an, die Schlächter ihrer Völker zu sein und sie im Kriege abwürgen zu lassen, um ihre Langeweile zu belustigen. Ohne Zweifel sind ungerechte Kriege vorgekommen, ist Blut vergossen worden, das man hätte sparen müssen und können. Dies hindert indeß nicht, daß es nicht mehrere Fälle giebt, wo die Kriege nothwendig, unvermeidlich und gerecht sind. Ein Fürst muß seine Ver-

hündeten vertheidigen, wenn sie angegriffen werden. Seine eigene Erhaltung nöthigt ihn, das Gleichgewicht der Macht unter den Mächten Europa's mit den Waffen aufrecht zu erhalten. Es ist seine Pflicht, seine Unterthanen gegen die Einbrüche der Feinde zu vertheidigen; er ist sehr berechtigt, seine Rechte zu erhalten, Erbfolgen, die man ihm streitig macht oder andere ähnliche Dinge, indem er die Ungerechtigkeit, die man ihm anthut, mit Gewalt zurückweist. Welchen Schiedsrichter haben die Herrscher? Da sie also ihre Sache vor kein Tribunal bringen können, das mächtig genug ist, um das Urtheil über sie zu fällen und vollziehen zu lassen, so treten sie in die Rechte der Natur zurück, und es ist dann Sache der Gewalt, darüber zu entscheiden. Die Könige sind nicht die einzigen, welche Krieg führen; die Republiken haben es jederzeit ebenso gemacht. Ihr declamirt gegen den Krieg. Er ist an und für sich traurig; aber er ist ein Uebel wie die anderen Geißeln des Himmels, die man als nothwendig in der Ordnung dieses Weltalls ertragen muß, weil sie sich periodisch ereignen und weil bis jetzt kein Jahrhundert sich hat rühmen können, davon frei geblieben zu sein. Wenn ihr einen beständigen Frieden begründen wollt, so verfügt euch in eine ideale Welt, wo Dein und Mein unbekannt sind, wo die Fürsten, ihre Minister und ihre Unterthanen alle ohne Leidenschaften sind und wo der Vernunft allgemein gefolgt wird; oder gesellet euch den Projekten des seligen Abbé von St. Pierre zu; oder — laßt die Dinge ihren Lauf gehen! . . . Mit welcher schmählischen Verachtung behandelt der Verfasser nicht die Kriegsleute! Aber vergebens versucht sein philosophischer Stolz, ihr Verdienst zu erniedrigen; die Nothwendigkeit, sich zu vertheidigen, wird ihren Werth immer fühlen lassen.

Werden wir es aber leiden, daß ein verbranntes Hirn das edelste Amt schmähete, das, seine Mitbürger zu vertheidigen? O Scipio, der du Rom aus den Händen Hannibals rettetest; Gustav, großer Gustav, du Beschützer der deutschen Freiheit; Turenne, du Schild und Schwert des Vaterlandes; Marlborough, dessen Arm Europa im Gleichgewicht hielt; Eugen, du Stütze, Kraft und Ruhm Oesterreichs; Moritz, du letzter Held Frankreichs: befreiet euch, hochherzige Schatten, aus den Kerker des Todes und den Banden des Grabes! Mit welchem Erstaunen werdet ihr nicht hören, wie man in diesem Jahrhundert von Paradoxen eure Arbeiten schmähete und diese Thaten, welche euch mit Recht die Unsterblichkeit eingetragen! Ihr aber, die ihr den Schritten dieser wahren Helden folgt, fahrt fort, ihren Tugenden nachzuahmen! Unwürdiger Declamator, muß man dich lehren, daß die Künste im Frieden nur unter dem Schutze der Waffen gepflegt werden? Hast du nicht gesehen, daß, während der unerschrockene Soldat an den Grenzen wacht, der Bauer darauf wartet, die Frucht seiner Arbeiten zu pflücken? Weißt du nicht, daß, während der Krieger zu Lande und Wasser dem Tode sich aussetzt, der Handelsmann fortfährt, sein Geschäft blühend zu machen? Bist du albern genug, nicht bemerkt zu haben, daß, während diese Generäle und Offiziere, die deine Feder so unwürdig behandelt, sich den härtesten Strapazen preisgaben, du ruhig die Poffen, die Unverschämtheiten, die Dummheiten überlegtest, die du uns aufstichst? Wird man in unserm Jahrhundert beweisen müssen, daß ohne kräftige Soldaten, welche die Königreiche vertheidigen, diese die Beute des ersten Eindringlings werden würden? Warum denn mühest du dich, diese wahren Säulen des Staats zu beschimpfen, dieses Militär, das in den Augen eines Volkes, welches ihm die größte Erkennt-

lichkeit schuldig ist, so achtungswerth ist? Wie! Diese unerschrockenen Vertheidiger, welche sich opfern, die Schlachtopfer des Vaterlandes, du beneidest ihnen die Ehren und Auszeichnungen, deren sie sich mit einem so gerechten Grunde erfreuen?! Sie haben sie mit ihrem Blute bezahlt und mit Gefahr ihrer Ruhe, ihrer Gesundheit und ihres Lebens haben sie sie erhalten. Ein wahrer Philosoph würde untersucht haben, ob diese zahlreichen, während des Friedens unterhaltenen Armeen, ob diese Kriege, so kostbar wie sie es heute sind, mehr oder weniger vortheilhaft sind, als der ehemalige Gebrauch, in der Eile Bauern zu bewaffnen, wenn ein Nachbar zu fürchten schien, diese Miliz durch Raub und Expression zu erhalten, ohne ihr regelmäßigen Sold anzuweisen und sie im Frieden abzudanken. Der einzige Vortheil, welchen die Früheren hatten, bestand darin, daß das Militär ihnen in Friedenszeiten nichts kostete; wenn aber die Lärmglocke erscholl, wurde jeder Bürger Soldat, statt daß jetzt, wo die Stände getrennt sind, der Bauer, der Handwerker ihre Arbeiten ohne Unterbrechung fortsetzen, während der Theil der Bürger, der bestimmt ist, die anderen zu vertheidigen, sich seines Dienstes entledigt. Wenn unsere großen Armeen, die bei ihren Feldzügen auf Kosten des Staats unterhalten werden, kostbar sind, so folgt daraus wenigstens der Vortheil, daß die Kriege nur höchstens 8—10 Jahre dauern können, und daß dann die Erschöpfung der Hülfquellen die Herrscher nöthigt, sich friedfertiger zu zeigen, als sie aus Neigung sein würden. Es folgt also aus unsern modernen Gebräuchen, daß unsere Kriege kürzer sind als die der Früheren, weniger verderblich für die Provinzen, die ihnen als Schauplatz dienen, und daß wir den großen Kosten, welche sie mit sich

bringen, die kurzen Friedenszeiten verdanken, die wir genießen und welche die Erschöpfung der Mächte wahrscheinlich länger machen wird“.

Sich gleich bleibend, erklärte Friedrich auch jetzt den Krieg für eine in der Natur des Menschengeschlechts begründete unvermeidliche Nothwendigkeit. Er schreibt am 1. November 1772 an Voltaire ²⁰⁾: „Wenn ich die Geschichte durchgehe, so sehe ich, daß keine 10 Jahre verfließen, ohne daß es einige Kriege giebt. Dieses Wechselfieber kann verschoben, aber nie geheilt werden. Man muß den Grund davon in der dem Menschen natürlichen Unruhe suchen. Wenn nicht der Eine Unruhen erregt, so ist's der Andere, und ein Funke verursacht oft einen allgemeinen Brand“.

Ganz ähnlich heißt es in 3 Briefen an Denselben aus dem Jahr 1774. Zuerst am 4. Januar! ²¹⁾ „Ich gestehe Ihnen, daß ich eben so gern gegen das viertägige Fieber wie gegen den Krieg declamiren würde; es ist verlorene Zeit.“ Dann am 16. Februar: ²²⁾ „Ich würde ebenso gern gegen das Scharlachfieber declamiren wie gegen den Krieg. Man wird ebensowenig das eine hindern, seine Verheerungen anzurichten, als den andern, die Nationen zu heunruhigen. Es hat Kriege gegeben, so lange die Welt Welt ist und es wird sie geben lange nachdem Sie und ich unsern Tribut der Natur bezahlt haben werden.“ Endlich am 30. Juli: ²³⁾ „Ihr Geist wird Ihnen ohne Zweifel sagen, daß es ebenso viel ist, gegen den Schnee und Hagel zu declamiren, wie gegen den Krieg; daß es nothwendige Uebel sind, und daß es eines Philosophen nicht würdig ist, unnütze Sachen zu unternehmen. Man verlangt von einem Arzt, daß er das Fieber heile und nicht, daß er eine

Satire auf dasselbe mache. Habt ihr Heilmittel, so gebt sie uns; habt ihr keine, so habt Geduld mit unseren Leiden!"

So verspottet Friedrich denn auch den Encyclopädisten gegenüber den beständigen Frieden. In dem „Todtengespräch zwischen dem Prinzen Eugen, Herrn Marlborough und dem Fürsten von Sichtenstein“²⁴⁾ aus dem Jahre 1773 sagt

Sichtenstein: „Diese Republik der Encyclopädisten wird einen dauernden Frieden erhalten und sich ohne Armee schützen.

Eugen. Es scheint mir, daß dieser beständige Friede eine Vision eines gewissen Abbé von St. Pierre war, welcher zu meiner Zeit nicht schlecht geschmäht worden ist.

Sichtenstein. Sie haben ihn also aus der Vergessenheit zurückgerufen, denn sie affectiren Alle einen heiligen Schauer gegen den Krieg.

Eugen. Man muß gestehen, daß der Krieg ein Uebel ist, aber daß man ihn nicht würde verhindern können, weil ein Tribunal fehlt, um die Streitsachen der Herrscher zu richten.

Sichtenstein. Diese Herren behaupten, daß ihr nur Anführer von Räubern gewesen seid, denen ein Tyrann besoldete Henker anvertraut hat, um in seinem Namen alle möglichen Verbrechen und Scheußlichkeiten an unschuldigen Völkern zu begehen.

Marlborough. Aber warum diese Erbitterung gegen das edelste Geschäft, unter dessen Schutz die Andern sich in Frieden üben können?

Sichtenstein. Da sie Alle in der Kriegskunst sehr unwissend sind, so glauben sie diese Kunst verächtlich zu machen, indem sie sie erniedrigen“.

Marlborough's Frage: Wozu haben uns so viel Arbeiten, so viel Sorgen, so viel Mühen gedient? beantwortet zum

Schlusse Eugen mit dem Ausruf: Eitelkeit der Eitelkeiten, Eitelkeit des Ruhms!

Das war von jeher die Herzensmeinung des Königs, der schon am 9. October 1757 an Voltaire schrieb:²⁵⁾

„Ich verachte den eitlen Ruhm,
Bin ich Dichter und Herrscher gleich.“

Voltaire's bitterer Artikel „Krieg“ im Wörterbuch drängte den König zu mehreren Erwiderungen; zuerst am 9. October 1773²⁶⁾ „Ich habe den Artikel Krieg gelesen und geseufzt. Wie kann ein Fürst die Truppen zum Ruhm führen, ohne den ehrenvollen Titel eines Räuberhauptmanns zu verdienen, weil ihm nur ein Haufe von Faulenzern folge, die die Nothwendigkeit verpflichtet, feile Schinder zu werden, um unter ihm das anständige Gewerbe von Straßenräubern zu treiben? Haben Sie vergessen, daß der Krieg eine Geißel ist, welche, indem sie alle Verbrechen vereinigt, zu ihnen noch alle möglichen hinzufügt? Es giebt gerechte Kriege, obwohl Sie keine zugeben; diejenigen, welche die eigene Vertheidigung fordert, sind unbestreitbar von dieser Art. Ich bin bis jetzt nur ein Halb-Quaker; wenn ich wie William Penn sein werde, werde ich wie Andere gegen diese privilegirten Mörder declamiren, welche die Welt verwüsten.“

Und beim Ausbruch des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges erklärt er demselben am 19. März 1776:²⁷⁾ „Ich bleibe neutral, lieber damit beschäftigt, zu lernen, ob die Colonie Penn's fortfahren wird, ihre friedlichen Tugenden zu üben, oder ob sie, mögen sie noch so sehr Quaker sein, ihre Freiheit werden vertheidigen und für ihre Herde kämpfen wollen. Wenn dies geschieht, wie es den Anschein hat, so werden Sie genöthigt sein, einzuräumen, daß es Fälle giebt, wo der Krieg

nothwendig wird, weil die menschlichsten von allen Völkern ihn unternehmen.“

Das Gesuch des Markgrafen von Anspach um freie Passage seiner für den Krieg der Engländer nach Nordamerika verkauften Truppen durch Preußen schlug der König in dem Briefe vom 24. Oktober 1777 unwillig ab²⁸⁾: „Ich gestehe Eurer Hoheit, daß ich niemals an den gegenwärtigen Krieg in Amerika denke, ohne betroffen zu werden von der Gier einiger Fürsten Deutschlands, ihre Truppen in einem Streite zu opfern, der sie nichts angeht. Mein Erstaunen wächst sogar, wenn ich aus der früheren Geschichte dieses weisen und allgemeinen Widerwillens unsrer Vorfahren gedenke, das deutsche Blut für die Vertheidigung fremder Rechte zu verschwenden, was selbst als Gesetz in das germanische Recht überging.“

„Die Briefe über die Vaterlandsliebe“ vom Jahre 1779 endlich lehren uns ebenfalls die höchste Bedeutung des Krieges als Vaterlandsvertheidigung und als völkerrechtliche Hülfleistung. „Die civilisirten Völker, welche der Gesellschaftsvertrag vereinigt, sind sich gegenseitig Hülfleistungen schuldig; ihr eigenes Interesse will es, das allgemeine Wohl fordert es. Ihr wollt, daß der Staat euch vertheidige; so tragt dazu bei mit eurem Gelde, besser noch mit eurer Person! Das Vaterland hat das Recht, zu fordern, daß wir uns für dasselbe opfern.“

Schiller's schöne Wort:

„Drum soll der Sänger mit dem König gehen,

Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen“ —

findet seine erhabenste Anwendung auf Friedrich den Großen. In ihm gingen der Herrscher und der Dichter eng verschwistert mit einander Hand in Hand; er war gleicherweise ein Sänger

und ein König von Gottes Gnaden, denn beide thronen in ihm auf den Höhen ächter Menschlichkeit. Er war ein Dichter, der die Humanität, das Ideal des Jahrhunderts, in seinen Schriften verherrlichte, und ein König, der eben diese Humanität in seinen Thaten verwirklichte. Friedrich der Einzige ist ein Geistesfürst, der einzig dasteht im göttlichen Reiche der Humanität, als ein Held des Schwertes und der Feder siegreich kämpfend auch für die Humanität im Kriege.

Anmerkungen.

- 1) Oeuvres de Frédéric le Grand par Preuss. Berlin 1846. Vers faits dans la campagne du Rhin en 1734. T. 11 p. 66—68.
- 2) L'Antimachiavel ou examen du prince de Machiavel und Réfutation du prince de Machiavel, chap. 26. Das Citat ist aus beiden Arbeiten zusammengestellt. T. 8 p. 158—162, 294—298.
- 3) à Jordan, camp de Kuttenberg. T. 17 p. 236.
- 4) à Voltaire, au camp de Kuttenberg. T. 22 p. 96.
- 5) à Voltaire, Remusberg. T. 22 p. 115.
- 6) à Voltaire. T. 22 p. 90.
- 7) à Jordan. T. 17 p. 180.
- 8) à Voltaire. T. 22 p. 105.
- 9) Histoire de mon temps. Avant-propos. T. 2 p. XVIII.s.
- 10) La guerre présente, Ode. T. 10 p. 27—30. à Voltaire, Potsd. T. 22 p. 182.
- 11) Art de la guerre. Chant. 1. 4. 6. T. 10 p. 226. 254s. 268s. 274.

- 12) Er wurde von Friedrich (1758) folgendermaßen besungen:
 Moitié plumet, moitié rabat, Halb Federhut und Stola halb,
 Aussi propre à l'un comme à l'autre, Zu beiden Dingen gleich geschickt,
 Clermont se bat comme un apôtre, Schlägt Clermont sich apostelgleich,
 Et sert son dieu comme il se bat. Und dienet Gott wie er sich schlägt.
- 13) Au prince Henri. T. 26 p. 184.
 14) à Voltaire, Bolkenhayn. T. 23 p. 35.
 15) à Voltaire, Reich-Hennersdorf. T. 23 p. 53s.
 16) Au marquis d'Argens. T. 19 p. 131.
 17) à Stille. T. 10 p. 134s.
 18) à Voltaire, Potsd. T. 23 p. 144.
 19) Examen de l'essai sur les préjugés. T. 9 p. 139. 142.
 143. 144. 145—147. 150s.
 20—23) à Voltaire. T. 23 p. 222. 270. 274. 285.
 24) Dialogue des morts entre le prince Eugène, Monsieur
 Marlborough et le prince de Lichtenstein. T. 14 p. 254. 255.
 257. 259.
 25) Au Sieur Voltaire. T. 14 p. 115.
 26) à Voltaire, Potsd. T. 23 p. 257—259.
 27) à Voltaire, Potsd. T. 23 p. 372.
 28) Zuerst in Kapp, Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika.
 2. H. Berl. 1874. S. 259, vgl. S. 161 f.
 29) Lettres sur l'amour de la patrie. T. 9 p. 215. 238. 242.

